



Jakob Arjouni,
München, 2003

Mit seinem Verleger und Freund
Daniel Keel (1930–2011) vor dem
Musée Balzac in Paris, 2003



In seinem Garten in Südfrankreich,
fotografiert von seiner Ehefrau Miranda,
2006



Mit John Irving nach einer
Lesung im Deutschen
Theater Berlin, 1995

Winfried Stephan, Mitglied der Geschäftsleitung im Diogenes Verlag,
verleiht Jakob Arjouni die Goldene Eule, das von Tomi Ungerer
gestaltete Diogenes Ehrenzeichen, für eine Million verkaufte Bücher.
Zürich, 14. März 2011



1987, im Alter von 23 Jahren. Im selben Jahr
erschien Jakob Arjounis erster Roman,
Happy birthday, Türke! im Diogenes Verlag



Foto oben links: © Iside Orlbaum / laif; Foto oben rechts: © Anna Keel; Foto Mitte links: © Miranda Junowicz; Foto Mitte rechts: © Ruth Geiger / Diogenes Verlag; Fotos unten: © Archiv Diogenes Verlag

NACHRUF



Jakob Arjouni

1964 – 2013

22 Jahre alt war er, als sein erster Roman *Happy birthday, Türke!* bei Diogenes erschien. Am 17. Januar 2013 erlag Jakob Arjouni seiner Krebserkrankung. Er wurde 48 Jahre alt. Die folgende Rede hielt sein langjähriger Freund Christian Seiler bei der Beerdigung am 26. Januar 2013 in Berlin. Wir trauern um unseren Freund und Autor.

Manchmal war es auch so leicht, wie es aussah. Ich erinnere mich an einen Buchmessen-Abend in Frankfurt, frühe neunziger Jahre, Jakob hatte gerade *Ein Mann, ein Mord* am Start, als wir abends mit einer Diogenes-Runde in irgendeinem prächtigen Gasthaus saßen und tranken und scherzten. Bier, Wein, Schnaps, und Jakob war so in Fahrt, dass er die Gesellschaft spielend und brillant unterhielt, noch ein Scherz, eine Anekdote, noch eine Pointe, noch ein Glas.

Als wir gegen vier Uhr früh schwankend vom Tisch aufstanden, waren die Augen von Winnie Stephan, der damals Jakobs Lektor war, vor Freude und Schnaps rotgeweit, und Winnie nahm Jakob das Versprechen ab, dass »wir das morgen Abend auf jeden Fall wiederholen müssen«.

Diese Geschichte erzählte Jakob bis zuletzt gern, auch wenn die Euphorie brüsk geendet hatte, als Jakob beim Heimkommen ins Hotel ausprobierte, wie man sich als Rockstar fühlt, und versuchte, den Fernseher auf die Straße zu werfen. Er vergaß allerdings, das Antennenkabel auszustecken, so dass der ehrgeizige Plan scheiterte. Die Nacht ging ohne großen Knall in den Kater des nächsten Tages über.

Für Kater und ähnliche Knautschzustände war Jakob mindestens so begabt wie für Euphorien. Am Anfang dachte ich, dass das zur Rolle gehört, die er sich als Autor von Büchern ausgesucht hatte, in denen Rausch und Absturz so selbstverständlich waren wie Sonnenaufgang und Platzregen im *Dschungelbuch*. Aber das stimmte nicht. Die Phasen, in denen er sich ver-

knittert, angekränkelt und übermüdet am liebsten vor den Fernseher zurückzog, um sich Wiederholungen von Fußballspielen oder zweitklassigen Tennispartien reinzuziehen, gehörten genauso zu ihm wie die unwiderstehlichen Auftritte vor Publikum und Freunden.

Wenn man nicht genau hinsah, wirkte, was er machte, so leicht, so spielerisch. Auf den ersten Blick war Jakob dieser hübsche, junge Kerl, der mit kaum zwanzig Jahren *Happy birthday, Türke!* geschrieben hatte und dem völlig zu Recht die Herzen der Leser und Kritiker zuflogen. Er war so talentiert. So witzig. So ein guter Beobachter. In den Nachrufen, die letzte Woche in den Feuilletons erschienen, wurde völlig korrekt die bahnbrechende Rolle gewürdigt, die Jakob und seine Figuren Kayankaya, Magic Hoffmann oder der

»heilige Eddy« in der neuen deutschsprachigen Literatur spielen.

Nur: Zugeflogen ist Jakob sein Können nicht. Er war von Beginn an ein ernsthafter, erwachsener Schriftsteller im Gewand eines lässigen, jungen Burschen. Er hatte beim Schreiben nie eine Masche. Er setzte seine Figuren in Welten aus, in denen sie irgendwie zu-rechtkommen mussten, so wie er selbst. Wie sie das taten, war interessant – aber vor allem tröstete es ihn, den Autor, den Freund seiner Helden. Immer wieder sprach Jakob von diesem »Trost«, vom Gefühl, bei Kayankaya und den anderen »zu Hause« zu sein. Das war natürlich der Befund dessen, der dieses »Zuhause« im wirklichen Leben so lange nicht bekommen hatte.

In den letzten Wochen vor seinem Tod schrieb Jakob noch drei kurze Erzählungen, in denen er mit erschütternder Härte dokumentiert, wie sehr ihm als Kind ein Zuhause gefehlt hat. Das hatte Spuren hinterlassen. Jakob konnte massiv und selbstbewusst auftreten, aber hinter dieser Fassade war er ein hochsensibler und ängstlicher Mensch, ein Allroundphobiker. Er hatte Angst, mit der U-Bahn zu fahren, über eine zu hohe Brücke zu gehen oder einen Aufzug zu benutzen, und die Idee, ein Flugzeug für eine seiner zahlreichen Reisen zu benutzen, kam ihm erst, als er seine künftige Frau Miranda und damit das Phänomen des Transkontinentalfluges kennengelernt hatte. Manchmal hatte er Angst, allein zu sein. Auf Lesereisen bekam er nachts in Provinzhotels Panikattacken.

Jakob musste eine Menge dafür tun, um sich wohlfühlen zu können. Mit sich selbst hatte er es nicht immer leicht, aber er war talentiert für Freundschaften, weil erst Freundschaften ihm die Sicherheit gaben, geschätzt und geliebt zu werden. Seine Freunde waren ihm Familie. Er fand diesen Familienanschluss bei vielen, die heute hier sind, und bei manchen, die es nicht mehr sind, wie bei Daniel Keel, dem langjährigen Verleger von Diogenes, der Jakobs Vaterfreund war.

Ich habe nie einen Freund gehabt, der sich so fallen lassen konnte wie er und gleichzeitig nicht die geringsten Skrupel hatte, etwas Misslungenes oder

Fragwürdiges misslungen oder fragwürdig zu nennen. Er war anspruchsvoll, in jeder Hinsicht.

Mir wird in Zukunft besonders der Gedanke daran fehlen, »was Jakob dazu sagt«: zu meinen Sorgen und Problemen. Zu Pep Guardiola bei Bayern München. Dazu, wie unser Leben jetzt weitergehen soll.

Seine Meinung zu Träumen, Beziehungen, Politik, Büchern, Restaurants und Fußballspielen war immer originell, nie angekränktelt von Images, Trends oder, was Fußball betrifft, auch von der Realität.

So wie er auf dem Markt seine eigenen Lieferanten suchte, schräge Weine bevorzugte, das Huhn mit Zitrone so kochte, wie ihm das einfiel und nicht wie es das Kochbuch wusste, machte sich Jakob sein Bild von Menschen und

Er war von Beginn an ein ernsthafter, erwachsener Schriftsteller im Gewand eines lässigen, jungen Burschen.

deren Ideen und Sorgen. »Ich hab viel nachgedacht über das, was du mir gesagt hast...« ist ein Satz, ohne den Jakob nicht auskam. Er war ein autonomer Denker, und er hatte sein eigenes, gesetztes Tempo, um jenseits von Schlagfertigkeit und Wortwitz auf etwas zu kommen, was interessant war und vor allem richtig.

Es gab Momente in den vergangenen sechs, sieben Jahren, in denen Jakob staunend und überwältigt die Familie betrachtete, die Miranda und er gegründet hatten. Viele Jahre lang hatte er es nicht für möglich gehalten, dass man so leben und dieses Leben mögen könnte. Er war Miranda zutiefst dankbar dafür.

Besonders überrascht war er darüber, wie großartig es sich anfühlte, Vater zu sein. Wer Jakob und seinen Sohn Emil zusammen erlebt hat, weiß, wie innig die beiden *Tom & Jerry* gucken konnten oder wie zwei alte Korseen miteinander über das Leben sprechen. Jakob genoss das Glück mit seinen Kindern, auch wenn er darunter litt,

seiner ältesten Tochter Elsa nicht ein ebenso aufmerksamer Vater gewesen zu sein wie Emil und Lucy. Er war noch nicht so weit gewesen. Und er hatte nicht viel Zeit, es zu sein.

Am Tag bevor Jakob an der Bauchspeicheldrüse operiert wurde und der letzte Zweifel verschwand, dass seine Beschwerden vielleicht doch nicht von einem bösartigen Karzinom stammen könnten, sagte er noch mit einem Rest von hoffnungsvollem Zweifel, mehr eine Frage als eine Feststellung: »Wenn das Krebs ist, werde ich wohl Courage haben müssen.«

Er sprach dieses Wort »Courage« vorsichtig und unbeholfen aus, weil er zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, was es wirklich bedeuten sollte, aber er hatte recht: Die beschissene Krankheit zwang ihn zu einer Courage, die er nie und nimmer haben wollte. Er wäre so gern ängstlich geblieben. Über den Tod sprach Jakob kaum, und wenn, dann nur in Nebensätzen. Er wollte im Schlaf sterben. Dass die Kinder deutsch sprechen. Dass Miranda seinen Tod verwindet.

Es liegt nichts Tröstliches in Jakobs frühem Abschied. Als wir ihn vergangene Woche noch einmal sehen durften, sagte Mirandas Mutter Myrna angesichts des blassen, schönen Mannes, der da ausgestreckt lag mit einem weißen Hemd, dessen Ärmel hochgekrem-pelt waren, und dem roten Tuch in der rechten Hand, das er immer dabei hatte, wenn er auf Reisen ging: »What a waste.« Was für eine Verschwendung.

Wir müssen Jakobs Familie trösten, so gut wir können, und seinen Kindern erzählen, was für einen großartigen Vater sie hatten.

Uns selbst trösten vielleicht Jakobs Bücher, in denen Jakobs Freunde wohnen, mit denen wir ja noch immer so oft am Tresen stehen können, wie wir wollen. Die räumen uns das Pathetische schon herunter, das Rätseln nach einem ungefähren Sinn oder mysteriösen Botschaften in dieser Tragödie. Kayankaya sagt auf die Frage, woran er glaubt: »Keine Religion, keine Sternzeichen, keine warmen Steine oder Glückszahlen. Wenn ich Halt brauche, nehme ich mir ein Bier.«

Okay. ●